

Philosophische Bibliothek

Arthur Schopenhauer

Die Welt als Wille und Vorstellung

Kritische Jubiläumsausgabe der
ersten Auflage (1819)

Meiner





ARTHUR SCHOPENHAUER

Die Welt als Wille und Vorstellung

Kritische Jubiläumsausgabe
der ersten Auflage von 1819
mit den Zusätzen von Arthur Schopenhauer
aus seinem Handexemplar

.....

Herausgegeben von
Matthias Koßler und William Massei Junior
unter Mitarbeit von
Erik Eschmann

FELIX MEINER VERLAG
HAMBURG

PHILOSOPHISCHE BIBLIOTHEK BAND 717

Bibliographische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der
Deutschen Nationalbibliographie; detaillierte bibliographische
Daten sind im Internet über <http://portal.dnb.de> abrufbar.

ISBN 978-3-7873-3543-5

ISBN eBook 978-3-7873-3686-9

Frontispiz:

Arthur Schopenhauer, porträtiert 1815 von Ludwig Sigismund Ruhl
(Universitätsbibliothek Frankfurt, Nachlass Arthur Schopenhauer – Schopenhauer-Archiv)

© Felix Meiner Verlag GmbH, Hamburg 2020

– Alle Rechte vorbehalten –

Dies gilt auch für Vervielfältigungen, Übertragungen, Mikroverfilmungen
und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen,
soweit es nicht §§ 53 und 54 UrhG ausdrücklich gestatten.

Gestaltung und Satz: Jens-Sören Mann

Druck und Bindung: Beltz, Bad Langensalza

Gedruckt auf alterungsbeständigem Werkdruckpapier,
hergestellt aus 100 % chlorfrei gebleichtem Zellstoff.

Printed in Germany

www.meiner.de

Inhalt

Vorwort *7

Einleitung. Von Matthias Kofler *9

Zeichen, Siglen, Abkürzungen *18

...

ARTHUR SCHOPENHAUER
DIE WELT ALS WILLE UND VORSTELLUNG

VORREDE 3

statt der Einleitung

ERSTES BUCH 9

Der Welt als Vorstellung erste Betrachtung:
Die Vorstellung unterworfen dem Satze vom Grunde:
das Objekt der Erfahrung und Wissenschaft

ZWEITES BUCH 77

Der Welt als Wille erste Betrachtung:
Die Objektivation des Willens

DRITTES BUCH 129

Der Welt als Vorstellung zweite Betrachtung:
Die Vorstellung, unabhängig vom Satze des Grundes:
die Platonische Idee: das Objekt der Kunst

VIERTES BUCH 199

Der Welt als Wille zweite Betrachtung:
Bei erreichter Selbsterkenntniß Bejahung und
Verneinung des Willens zum Leben

ANHANG 299

Kritik der Kantischen Philosophie

...

Verzeichnis der Druckfehler 365

Anmerkungen der Herausgeber 367

Personenregister 407

Vorwort

ZWEIHUNDERT JAHRE nach dem Erscheinen von Arthur Schopenhauers Hauptwerk *Die Welt als Wille und Vorstellung* (genau genommen erschien es im Dezember 1818 mit der Jahreszahl 1819) wird hier erstmals eine textkritische Ausgabe der ersten Auflage mit Schopenhauers handschriftlichen Zusätzen seines Handexemplars vorgelegt. Diese Jubiläumsausgabe steht im Zusammenhang mit weiteren Neueditionen der Schriften des Philosophen, die sukzessive beim Meiner Verlag erscheinen werden. In diesem Zusammenhang liegen bereits drei Bände von Schopenhauers *Vorlesung über die gesamte Philosophie* vor.

Bei jedem Band, auch bei dem vorliegenden, sind wir auf finanzielle Unterstützung und vor allem auf die Mitwirkung vieler Personen angewiesen, bei denen wir uns an dieser Stelle bedanken möchten. Institutionell ist das Projekt an der Schopenhauer-Forschungsstelle der Johannes Gutenberg-Universität in Mainz verankert.

Zunächst gilt unser Dank dem Felix Meiner Verlag für die Ermöglichung dieser aufwendigen Jubiläumsausgabe und insbesondere Marcel Simon-Gadhof und Jens-Sören Mann für die gute Zusammenarbeit. Die Erfahrung des Verlags hat viel zur gelungenen Gestaltung des Bandes beigetragen. Für finanzielle Unterstützung ist der Dr. Walter und Dr. Gertrud Pfortner-Stiftung und der Schopenhauer-Gesellschaft zu danken, die die Arbeit der Schopenhauer-Forschungsstelle fördern und Mittel für Werkverträge zur Verfügung stellten. Ohne die Vorarbeit der Digitalisierung der Bestände an der Staatsbibliothek in Berlin, am Schopenhauer-Archiv der Universitätsbibliothek Frankfurt und der Fondation Bodmer in Genf, wo die Handexemplare Schopenhauers aufbewahrt sind, hätte die Ausgabe nicht in der vorliegenden Form entstehen können. Am Schopenhauer-Archiv waren Dr. Mathias Jehn, Stephen Roeper und Oliver Kleppel jederzeit behilflich, wenn Materialien für die Anmerkungen benötigt wurden. Bei den Anmerkungen hat uns u. a. Dagmar Loch von der Bibliothek des Instituts für Geschichte, Theorie und Ethik der Medizin geholfen. Für die Erfassung und Überprüfung des Textes der Originalausgabe danken wir Elisabeth Metzger und Sinem Derya Kılıç. Schließlich sei auch Sonja Panitz für das Korrekturlesen und William Massei Sr. für die fortwährende Unterstützung des Projekts gedankt.

Mainz/Campinas, im Januar 2020

Matthias Kößler

William Massei Jr.

Einleitung

— Von Matthias Kofler —

Arthur Schopenhauers Hauptwerk *Die Welt als Wille und Vorstellung* gehört zu den meistgelesenen philosophischen Büchern. Schopenhauer selbst konnte nur den Beginn dieses Erfolgs erleben. Erst etwa zehn Jahre vor seinem Tod und über dreißig Jahre nach Erscheinen des Werks setzte die „Komödie meines Ruhms“, wie er es nannte, ein. Und es war nicht das Hauptwerk, durch das er zunächst bekannt wurde, sondern die Sammlung *Parerga und Paralipomena*, was so viel heißt wie Nebenwerke und Nachgelassenes, insbesondere die darin enthaltenen „Aphorismen zur Lebensweisheit“. Freilich rückte dann bald die *Welt als Wille und Vorstellung*, auf die sich Schopenhauer in der Vorrede der *Parerga* bezieht, wenn er von dem „wichtigeren“ (P I VII) systematischen Werk spricht, in den Mittelpunkt des Interesses.

In seinem vorletzten Lebensjahr, 1859, erschien die dritte Auflage der *Welt als Wille und Vorstellung*, und Schopenhauer befaßte sich schon mit Verbesserungen für die nächste Auflage, die aber aufgrund seines Todes am 21. September 1860 nicht mehr zustande kam. Einer seiner frühesten Anhänger, Julius Frauenstädt, gab 1873 im Rahmen der ersten Gesamtausgabe eine vierte Auflage heraus, für die er Hinweise Schopenhauers aus dem handschriftlichen Nachlaß verwendete und einarbeitete. Viele nachfolgende Ausgaben folgten dieser aus textkritischer Sicht fragwürdigen Edition, insbesondere die als Standard- und Referenzausgabe einflußreiche Edition in der von Arthur Hübscher besorgten Gesamtausgabe. Während Hübscher ein – allerdings sehr unvollständiges – Variantenverzeichnis anhängte, aus dem zumindest teilweise die Veränderungen der verschiedenen Auflagen erschlossen werden können, geben die meisten heute erhältlichen Ausgaben den Text kritiklos wieder. Daneben gab und gibt es auch Editionen, die sich auf die Ausgabe letzter Hand Schopenhauers, also auf die dritte Auflage, stützen. Unter ihnen sind die Ausgaben von Paul Deussen (1911), von Otto Weiß (1919) und neuerdings die von Ludger Lütkehaus (1988) hervorzuheben. Die erste Auflage von 1819, das ursprüngliche Werk, ist seitdem nicht mehr abgedruckt worden und wäre aus den – wenn überhaupt vorhanden – meist unvollständigen und in Anhängen versteckten Varianten gar nicht oder sehr mühsam nur zu rekonstruieren gewesen. Da zwischen der ersten und dritten Auflage genau vierzig Jahre liegen, ist es zumindest für die Forschung, aber auch allgemein für den an der Entwicklung des Denkens teilnehmenden Leser interessant zu sehen, was der junge, gerade dreißig Jahre alte Schopenhauer

in vierjähriger Zurückgezogenheit zu Papier gebracht hatte, zumal er selbst später noch auf den Eigenwert des ursprünglichen Entwurfs hinwies. Rudolf Malter, der dieses editorische Desiderat der Schopenhauerforschung erkannt hatte, ließ zum 200. Geburtstag des Philosophen die erste Auflage beim Insel-Verlag nachdrucken², doch ist dieser Reprint auch schon längst vergriffen; außerdem bereitet die Frakturschrift immer mehr Lesern Schwierigkeiten.

Wir haben uns daher entschlossen, anlässlich des 200-jährigen Jubiläums der *Welt als Wille und Vorstellung* die erste Auflage in einer lesbaren und textkritischen Edition zugänglich zu machen. Als Vorlage wurde allerdings nicht, wie von Malter, irgendein Exemplar gewählt, sondern das durchschossene Handexemplar Schopenhauers, das sich in der Fondation Martin Bodmer in Genf erhalten hat. Die Autoren erhielten damals vom Verlag ein besonderes Exemplar ihres Werks, bei dem zwischen zwei bedruckten Seiten jeweils ein weißes Blatt eingebunden war (der Text war also mit leeren Seiten „durchschossen“), damit der Verfasser Platz hatte, sich Notizen, Korrekturen, Zusätze für eine künftige Neuauflage zu machen. Schopenhauer hat von dieser Möglichkeit ausgiebig Gebrauch gemacht, was freilich auch damit zusammenhängt, daß er bis zur zweiten Auflage (1844) viel Zeit hatte, sich immer wieder mit dem Handexemplar zu beschäftigen. Die Streichungen und Anmerkungen im Text, insbesondere aber die teils umfangreichen Zusätze auf den weißen Blättern, sind eine wertvolle Quelle für die Forschung; aber auch darüber hinaus ist es interessant zu sehen, wie Schopenhauer an verschiedenen Stellen seines Werks weitergedacht hat, wie er Zusätze geschrieben, wieder gestrichen und manchmal die Streichung wieder rückgängig gemacht hat, Literatur hinzuzog usw. Man bekommt sozusagen einen Einblick in die Denkwerkstatt eines Philosophen. Die Zusätze zum Handexemplar wurden von Otto Weiß in seiner Ausgabe, die bis heute die historisch-kritischen Ansprüchen am meisten entsprechende Edition der *Welt als Wille und Vorstellung* ist, wiedergegeben, allerdings unvollständig, in einem etwas unübersichtlichen Anhang und mit einigen Fehlern und eigenmächtigen Eingriffen. Auch wurden die Streichungen und Überschreibungen, das von Schopenhauer selbst angelegte Druckfehlerverzeichnis und Stellen, die in die späteren Auflagen übernommen wurden, auch wenn sie bearbeitet wurden, nicht oder nicht vollständig von ihm berücksichtigt. Die vorliegende Ausgabe gibt das Handexemplar unter Berücksichtigung der Lesbarkeit so getreu wie möglich

¹ Vgl. Hartmut Reinhardt: Zauberblick und Liebesqual, in: Schopenhauer-Jahrbuch 82 (2001), 121–142, 123 f.

² Arthur Schopenhauer: *Die Welt als Wille und Vorstellung*. Faksimiledruck der ersten Auflage von 1819. [1818]. Frankfurt 1987.

wieder (Näheres dazu ist den editorischen Hinweisen zu entnehmen). Sie ist so ein Dokument sowohl des ersten Entwurfs der *Welt als Wille und Vorstellung* als auch der fortwährenden Weiterarbeit am philosophischen System.

Die Entstehung des philosophischen Systems

In der Vorrede zur zweiten Auflage des Werks schreibt Schopenhauer, daß die erste Auflage den späteren „das Feuer der Jugend und die Energie der ersten Konzeption“ voraus hat, so daß durch sie allein es möglich ist, „das System in seinem Zusammenhange zu fassen“ (W I, S. XII). Freilich ist das System, das immerhin das einzige vollendet abgeschlossene in der an Systementwürfen reichen Klassischen Deutschen Philosophie ist, trotz der bemerkenswerten Jugend seines Verfassers nicht vom Himmel gefallen, sondern hat sich aus ersten Ansätzen systematischen Philosophierens entwickelt. Am Anfang, schon in den ersten Studienjahren Schopenhauers, steht die Idee einer kritischen Weiterentwicklung des kantischen Kritizismus, mit der er als deren letzter Vertreter das Anliegen der nachkantischen Philosophie teilte, auch wenn sein Weg zur Verfolgung dieses Anliegens schon während des Studiums eine eigene Richtung einschlug und er alle anderen nachkantischen Philosophen, insbesondere die zum Deutschen Idealismus gerechneten, bald mit schärfster Polemik überzog.

In einer handschriftlichen Aufzeichnung von 1812 sieht Schopenhauer sein Ziel in einem „letzten System [...] welches der wahre Criticismus seyn wird“ (HN I, S. 20). Den wahren oder „vollendeteten“ bzw. „ächten“ Kritizismus sieht er in der Sonderung (im ursprünglichen Sinne des Worts „Kritik“, das sich vom griechischen „krinein“, d. h. „trennen“, herleitet) der „Kräfte“, durch die der Mensch das Übersinnliche erfassen kann, vom auf das Gebiet der Sinnlichkeit, der empirischen Realität beschränkten Verstand. Dieses Anliegen hat Wurzeln in einem schon in frühester Jugend, wohl auch durch die pietistische Erziehung beeinflussten Bestreben, die Banalität und Nichtigkeit des vergänglichen empirischen Daseins hinter sich zu lassen und dadurch die Bedeutung des Lebens, das sonst nur „eine Reihe trivialer Gedanken“ und ein „Possenspiel“ (HN I, S. 10) wäre, zu ergründen. In einer der frühesten Aufzeichnungen Schopenhauers, einem Gedicht des wohl 18-Jährigen, heißt es:

Wie wär' es schön, mit leichtem leisem Schritte
Das wüste Erdenleben zu durchwandeln,
Daß nirgends je der Fuß im Staube hafte,
Das Auge nicht vom Himmel ab sich wende (HN I, S. 2)

Die Gelegenheiten, der Trivialität des Daseins zu entfliehen, bieten damals die „wenigen Augenblicke der Religion, der Kunst und der reinen Liebe“ (HN I, S. 10). Doch bald schon wird Schopenhauer klar, daß die Religion kein glaubwürdiger Garant einer über die sinnliche Existenz hinausgehenden Bedeutung des Lebens mehr sein kann. Gerade im Zusammenhang der ersten Erwähnung des „wahren Criticismus“ konstatiert er das Ende der Religion infolge der zunehmenden Verstandesbildung, der Aufklärung. Für die „Kräfte“, die einen Zugang

zum Übersinnlichen eröffnen, bleiben noch die Kunst und die Moral. Der wahre Kritizismus soll nun darin bestehen, diese Kräfte vom Verstand abzusondern, aber das muß nach Maßgabe des Verstandes selbst geschehen, der nach dem Untergang der Religion allmächtig geworden ist und nur durch sich selbst beschränkt werden kann. Die Philosophie muß, wie Schopenhauer es hier schon formuliert, „auf immanente Weise“ verfahren.

Mit diesem Programm des wahren Kritizismus ist bereits das zentrale methodische Problem einer „immanenten Metaphysik“ aufgeworfen, das Schopenhauer und auch seine Interpreten immer wieder beschäftigen wird: Wie kann man auf philosophische Weise, d. h. mit den Mitteln des Verstandes, etwas zu dem über die Sinnlichkeit Hinausgehenden sagen, wenn doch der Verstand immer auf den sinnlichen Stoff des Denkens angewiesen ist? Zwischen 1812 und 1814 versucht der junge Schopenhauer, den Kritizismus unter den Namen „empirisches“ und „beßres Bewußtseyn“ in seinem Sinne zu vollenden. Das empirische Bewußtsein ist das des aufgeklärten Verstandes, beschränkt auf den Bereich sinnlicher Erfahrung und damit durch Vergänglichkeit, Egoismus, Bosheit in praktischer und Philistertum in theoretischer Hinsicht gekennzeichnet. Das bessere Bewußtsein hingegen soll dasjenige sein, in dem das Übersinnliche zur Geltung kommt. Durch den Verstand, also philosophisch, kann es aber nur durch das bestimmt werden, was es nicht ist, nämlich nichtempirisch, nichtzeitlich, nichtegoistisch: Wir können von ihm „nur negativ sprechen“ (HN I 23). Zwar werden die Bereiche des Ästhetischen und Moralischen als die Bereiche beibehalten, in denen sich das bessere Bewußtsein auch positiv offenbart, aber die ‚Kundgebungen‘ des besseren Bewußtseins, die Schopenhauer im Lauf der zwei Jahre anführt, in denen der Begriff von ihm in den handschriftlichen Aufzeichnungen verwendet wird, sind so vage und trotzdem so heterogen, daß nicht zu sehen ist, was ihre gemeinsame Quelle sein könnte: künstlerisches Genie, Tugend, Sittengesetz, Heiligkeit, Kontemplation, Selbsttötung, Askese, Religion usw.

In einem Studienheft zu Fichtes Kritik aller Offenbarung, das ebenfalls in das Jahr 1812 datiert wird, faßt Schopenhauer seinen Plan zur Vollendung des Kritizismus zusammen:

So wird der wahre Criticismus das beßre Bewußtseyn trennen von dem empirischen, wie das Gold aus dem Erz, wird es rein hinstellen ohne alle Beimengung von Sinnlichkeit und Verstand, – wird es ganz hinstellen, Alles wodurch es sich im Bewußtseyn offenbart, sammeln, vereinen zu einer Einheit: dann wird er das empirische auch rein erhalten, nach seinen Verschiedenheiten klassifizieren: solches Werk wird in Zukunft vervollkommnet, genauer und feiner ausgearbeitet, faßlicher und leichter gemacht, – nie aber umgestoßen werden können. (HN II, S. 360)

Allerdings wird nur der zweite Teil dieses Plans in der Folgezeit in Angriff genommen, nämlich in der Dissertation *Über die vierfache Wurzel des Satzes vom zureichenden Grunde*. Zwar ist diese Schrift vorrangig in epistemologischer Absicht verfaßt, aber sie verfolgt auch gerade den einen Teil des wahren Kritizismus, das empirische Bewußtsein „nach seinen

Verschiedenheiten [zu] klassifizieren“, indem sie die Klassen möglicher Objekte des empirisch erkennenden Subjekts vollständig anführt und ihre notwendige Verknüpfung innerhalb der jeweiligen Klasse als vier Gestalten des Satzes vom zureichenden Grunde erklärt. So bestimmt der Satz vom Grunde des Werdens als Kausalitätsgesetz die anschaulichen Vorstellungen, die empirische Realität, der Satz vom Grunde des Seins die mathematischen Gegenstände, der Satz vom Grunde des Erkennens die Verhältnisse von Begriffen und Urteilen und der Satz vom Grunde des Handelns als Gesetz der Motivation die Handlungen. Damit enthält die Dissertation bereits in Grundzügen die Erkenntnislehre Schopenhauers, wie sie im ersten Buch des Hauptwerks weiter ausgeführt wird. In der Vorrede schreibt Schopenhauer dort, daß die Schrift über den Satz vom Grunde als unverzichtbarer Bestandteil des ersten Buchs zu betrachten und ohne sie „das eigentliche Verständnis“ desselben „ganz und gar nicht möglich“ ist (W I, S. X). Im ersten Buch des Hauptwerks spielt allerdings der Satz vom Grunde des Seins kaum noch und der Satz vom Grunde des Handelns gar keine Rolle mehr. Hier geht es vor allem um das Verhältnis von anschaulichem und begrifflichem Denken, von Verstand und Vernunft. Das Gesetz der Motivation verliert jedoch seine Eigenständigkeit, und das hat seinen Grund darin, daß Schopenhauer bei der Behandlung des Satzes vom Grunde des Handelns eine Entdeckung macht, die zu einer Änderung des bisherigen Plans und von der Lehre vom besseren Bewußtsein weg zur Metaphysik des Willens führt: Das Gesetz der Motivation erfordert die Annahme einer zeitunabhängigen Beschaffenheit des Willens des Handelnden, die Schopenhauer unter Berufung auf Kant den intelligiblen Charakter nennt. Hier wird zum ersten Mal der Gedanke formuliert, daß das Wollen „das innerste von allem Andern unabhängige Wesen des Menschen selbst ist“ (Diss., S. 76).

Unmittelbar im Anschluß an seine Dissertation beginnt Schopenhauer, diesen Gedanken in bezug auf den ganzen leiblichen Menschen auszudehnen und schließlich auf die gesamte organische und anorganische Natur zu übertragen. Nicht nur der Mensch hat einen konstanten Charakter, der sich in seinen bewußten Handlungen zeigt, auch Tiere und Pflanzen haben charakteristische Verhaltensweisen, und sogar die anorganische Natur zeigt durch unterschiedliche Wirkungsweisen bestimmte Charaktere, die Qualitäten genannt werden. Alle Dinge verhalten sich in einer gewissen Weise, haben also einen bestimmten Charakter; der Charakter aber wird im Menschen als Beschaffenheit des Wollens erkannt. So kann dann auch gesagt werden, daß nicht nur das Wesen des Menschen, sondern das Wesen aller Dinge ein Wille ist, wobei allerdings, wie Schopenhauer später im Hauptwerk formuliert, eine „Erweiterung“ (W I, S. 132) des Begriffs „Wille“ zu beachten ist: Der Wille, wie wir ihn in unserem bewußten und absichtsvollen Handeln erfahren, muß als Unterklasse eines viel weiteren Begriffs von „Wille“ betrachtet werden, der auch unwillkürlichen Bewegungen, vegetativen Vorgängen, schließlich allen in der Natur vorkommenden gesetzmäßigen Wirkungsweisen zugrunde liegt. Nach der Seite, daß der Wille das eine Wesen aller Dinge ist, wird er von Schopenhauer als „Ding an sich“ bezeichnet; als solcher ist er ohne Bestimmtheit, d. h. ein blinder Drang, ziel- und unterschiedslos. Nach

der Seite der bestimmten Charaktere tritt er als Verschiedenheit von Ideen auf, die sich in Schopenhauers Verständnis zu den Einzeldingen wie die „platonischen Ideen“ als Musterbilder verhalten.

Im Jahr nach der Veröffentlichung der Dissertation ist Schopenhauer in seinen handschriftlichen Aufzeichnungen bereits zum Fundament seiner Philosophie gelangt: „Die Welt als Ding an sich ist ein großer Wille, der nicht weiß was er will“ (HN I, S. 169). Die Methode, den am eigenen Leibe erfahrenen Willen als Schlüssel zum Verständnis der Natur zu verwenden, bezeichnet er etwas später als „mein revolutionäres Princip“: „Aus dir sollst du die Natur verstehn, nicht dich aus der Natur“ (HN I, S. 421). Mit dem Willen als Ding an sich ist ein Zugang zu dem über die Sinnlichkeit hinaus gehenden Bereich gefunden, an den nun die im Zusammenhang mit dem „wahren Kriticismus“ entwickelten Überlegungen geknüpft werden können. Aber das Übersinnliche, zu dem Schopenhauer gelangt ist, ist nicht mehr Gott oder das Sittengesetz, auf das das bessere Bewußtsein bezogen war, sondern es hat sich als etwas a-rationales, als blinder Drang erwiesen, insofern Rationalität und Zweckgerichtetheit zur Sphäre der Sinnlichkeit gehören. Nur durch die im Willen enthaltene Möglichkeit des Nichtwollens und damit der Negierung des Sinnlichen können dann die dem besseren Bewußtsein zugeordneten Phänomene erklärt werden: in der Ästhetik durch das vorübergehende „Schweigen“ des Willens, in der Mitleidsethik durch die Durchschauung des die Sinnlichkeit ausmachenden principium individuationis und in der Erlösungslehre durch die Verneinung des Willens zum Leben. Diese Konsequenzen werden von Schopenhauer schnell gezogen, so daß er im Alter rückblickend auf seine Notizen bemerkt, „daß schon im J[ahre] 1814 (meinem 27^{ten} Jahr) alle Dogmen meines Systems, sogar die untergeordneten, sich feststellen“ (HN I, S. 113).

Der eine Gedanke

Freilich sind die Entstehung des philosophischen Systems und dessen Ausarbeitung in den folgenden Jahren 1814–1818 nicht ohne Einflüsse anderer Denker vonstatten gegangen. Auch wenn Schopenhauer nur Kant, Platon und die Upanishaden als Quellen seines Werks anerkennt (W I, S. XII), ist doch der Einfluß zeitgenössischer Philosophen insbesondere aus dem Umkreis des Deutschen Idealismus und der Romantik nicht zu bestreiten. Diese Einflüsse und Auseinandersetzungen sind spätestens seit dem Buch *Der junge Schopenhauer* von Yasuo Kamata bis hin zu der jüngst erschienenen gleichnamigen Arbeit *Il giovane Schopenhauer* von Alessandro Novembre³ Gegenstand vieler Untersuchungen und können hier nicht thematisiert werden. Da Schopenhauer in den Vorreden den engen Zusammenhang des Ganzen seiner Philosophie als Charakteristikum der ersten Auflage betont, zugunsten dessen er dort auch auf „die mir sonst sehr schätzbare Eintheilung

³ Yasuo Kamata, *Der junge Schopenhauer. Genese des Grundgedankens der Welt als Wille und Vorstellung*, Freiburg/München 1988; Alessandro Novembre, *Il giovane Schopenhauer. L'origine della metafisica della volontà*, Milano 2018.

in Kapitel und Paragraphen“ (W I, S. IX) bewußt verzichtete, soll dieser bei dem folgenden kurzen Umriß des Inhalts im Vordergrund stehen.

Schon vor Abschluß der Arbeiten an seinem Hauptwerk hatte Schopenhauer dem Verleger Brockhaus eine „im höchsten Grad zusammenhängende Gedankenreihe“ angekündigt, „die bisher noch nie in irgend eines Menschen Kopf gekommen“ sei (GBr. 29). In der Vorrede des veröffentlichten Werks (W I, S. VII f.) spitzt er diesen Zusammenhang noch zu und spricht von „einem einzigen Gedanken“, der in dem gesamten Buch mitgeteilt wird und der nur von verschiedenen Seiten betrachtet sich zeigt „als Das, was man Metaphysik, Das, was man Ethik und das, was man Aesthetik genannt hat“. Damit ist die Art und Weise, in der Schopenhauer den „organischen“ Zusammenhang des Gedankens in den vier Büchern des Werks, die den klassischen Disziplinen der Philosophie in seiner Zeit entsprechen, zur Geltung bringen will, angedeutet: Der Philosoph muß den Standpunkt wechseln, um die Welt aus verschiedenen Perspektiven zu betrachten und dabei zeigen, inwiefern das verschieden Scheinende Eines ist. Schon zu Beginn der Arbeiten am Hauptwerk stellte Schopenhauer sein methodologisches Prinzip auf: „Jene Nachweisung der Identität des verschieden Scheinenden, soll an die Stelle treten der Ableitung des Verschiedenen auseinander als Folge aus dem Grunde“ (HN I, S. 171). Im ausgearbeiteten System ist die Identität mit dem metaphysischen Begriff des Willens, der in den Phänomenen der Welt sichtbar wird, verbunden. Der Wille ist in dieser Konzeption der „Schlüssel zum Wesen der Welt“ (W II, S. 746), der in den verschiedenen aus der anschaulichen Auffassung der Welt entwickelten Standpunkten einen Zusammenhang aufdeckt, ohne ihnen durch Ableitung oder Hierarchisierung Gewalt anzutun, und der damit den kontrastierenden Erfahrungen überhaupt einen einheitlichen Sinn gibt.

Der Wechsel der Betrachtungsweise schlägt sich deutlich in den Titeln der vier Bücher nieder: Der Standpunkt im ersten Buch, „der Welt als Vorstellung erste Betrachtung: Die Vorstellung unterworfen dem Satze vom Grunde: das Objekt der Erfahrung und Wissenschaft“, ist der, der schon in der Dissertation umrissen worden war. Aber im Hauptwerk wird die Charakterisierung dieser Perspektive als eine „Abstraktion“ (W I, S. 5, 22) hervorgehoben. Die alltägliche Erfahrung und die Wissenschaften erfassen nur Relationen zwischen den Dingen, also warum etwas geschieht, wie es funktioniert etc., aber nicht das, was die Dinge selbst sind, ihr Wesen und ihren Sinn. Wegen dieser Substanzlosigkeit wird die Welt als Vorstellung unter der ersten Betrachtung auch als Traum oder Illusion bezeichnet. Die Frage nach Sinn und Bedeutung der Welt, das dem Menschen wesentliche „metaphysische Bedürfnis“ (W II, S. 177), fordert eine andere Perspektive im zweiten Buch, „der Welt als Wille erste Betrachtung: Die Objektivierung des Willens“.

Im zweiten Buch wird die Betrachtung des ersten Buchs als durch den Willen bedingte ins Auge genommen. Insofern der ‚Wille‘ in der oben beschriebenen Weise als Ding an sich als das nicht-rationale Wesen der Vorstellungen aufgewiesen wurde, ist auch die Welt als Vorstellung in ihrer allgemeinen Form, dem Satz vom Grunde, auf dieses Wesen bezogen: Die

Welt, wie sie im ersten Buch betrachtet wurde, erweist sich als bloße Sichtbarkeit des Willens und erhält nur aus diesem Sinn und Bedeutung. Aus dieser Perspektive ist das Erkennen unter dem Satz vom Grunde, das die empirische Realität formal konstituiert, nicht voraussetzungslos, sondern steht im Dienst des Willens. Das zeigt sich zum einen in der Abhängigkeit des Erkennens vom Leib, insbesondere vom Gehirn, das selbst im Lauf der Evolution nur als ein Werkzeug des Willens zum Leben bzw. zum Überleben entstanden ist. Zum anderen zeigt es sich in der Form des Erkennens, indem die Relationen, die es allein erfaßt, in letzter Instanz immer auf den eigenen Willen bezogen sind. Das Erkennen unter dem Satze vom Grund ist auch und gerade in den Wissenschaften vom Interesse der Individuen geleitet.

Die Abhängigkeit der Erkenntnis unter dem Satz vom Grunde eröffnet die Möglichkeit einer weiteren Betrachtungsart. Denn wenn die Formen des Erkennens sich nach einem Willen richten, ist es zumindest denkbar, daß das Erkennen diese Formen ablegt. Und diesen denkbaren Fall sieht Schopenhauer tatsächlich belegt in den Phänomenen der ästhetischen Kontemplation und der Kunst. Das dritte Buch behandelt diesen Standpunkt: „die Vorstellung, unabhängig vom Satze des Grundes: die Platonische Idee, das Objekt der Kunst“. In der ästhetischen Perspektive wird die Welt als reine und unmittelbare Objektivierung des Willens betrachtet, ohne daß dabei der Bezug auf den eigenen Willen den Blick verstellt. Schopenhauer schließt sich Kants Analyse des Schönen an, der es dadurch charakterisiert, daß es ohne Interesse gefällt. Im Hinblick auf die Betrachtung im zweiten Buch bedeutet für ihn die Interesselosigkeit, daß der Wille in der ästhetischen Kontemplation „schweigt“ und so seinen Einfluß auf die Erkenntnis für die Dauer der Betrachtung verliert. Damit ist nicht nur eine Befreiung von der mit dem Wollen verknüpften Bedürftigkeit, den Leiden und Sorgen gegeben, sondern auch eine gegenüber der Wissenschaft in zweierlei Hinsicht erweiterte Erkenntnis: Zum einen erfaßt sie die Welt als Vorstellung als ganze und nicht nur den jeweils durch das Interesse bestimmten Zusammenhang; zum anderen ist sie objektiv in dem Sinne, daß sie nicht durch den Willen verfälscht wird. Daher bezeichnet Schopenhauer allein die ästhetische Betrachtung als „Selbsterkenntnis des Willens im Ganzen“ (W I, S. 196).

Das dritte Buch hat den unparteiischen und ganzheitlichen Blick auf die Welt in der ästhetischen Kontemplation eröffnet, aber die Bedingtheit der beiden Betrachtungsweisen nicht eingeholt: Es ist nicht zwischen ihnen zu wählen, sondern die Kontemplation ereignet sich zu einem Zeitpunkt und für eine Dauer, die nicht im Vermögen des Betrachtenden stehen; und ebenso unvermittelt, wie sie entsteht, tritt auch wieder die Perspektive im Dienst des Willens ein. Im vierten Buch wird ein Standpunkt eingenommen, der die Welt unter dem Gesichtspunkt des Willens zum Leben und die Welt ohne Bezug zum Willen nicht als gegebene ansieht, sondern tiefer auf das blickt, was „die Freiheit hat, Wille zum Leben zu seyn, oder nicht“ (W II, S. 642). Dementsprechend lautet der Titel des vierten und letzten Buchs „Bei erreichter Selbsterkenntnis Bejahung und Verneinung des Willens zum Leben“. Es ist klar, daß die hier angesprochene Wahl keine individuelle

absichtliche Entscheidung sein kann, denn eine solche ist selbst Ausdruck des Willens zum Leben. Bejahung und Verneinung bezeichnen Haltungen zum Leben im Ganzen, die Schopenhauer in ihren Erscheinungen beschreibt. Die Bejahung des Willens zeigt sich in einem Verhalten, das der unter dem Primat des Willens stehenden Naturordnung entspricht, wie sie im zweiten Buch dargestellt wurde, nun aber begleitet von dem Bewußtsein, daß es die Alternative der Willensverneinung gibt, die wiederum in verschiedenen Phänomenen gradweise sichtbar wird: in der freiwilligen Gerechtigkeit, in Mitleid und Menschenliebe und im höchsten Grad im asketischen Lebenswandel der Heiligen, die den Willen zum Leben überwunden haben.

Diese letzte Betrachtung ist im Unterschied zu den anderen keine rein theoretische, denn hier ist die Erkenntnis mit dem Handeln unmittelbar verknüpft: Man kann diese Perspektive nicht einnehmen, ohne daß sich das im Verhalten zeigt. Und die Verhaltensweisen haben eine ethische Bedeutung, d. h. die im allgemeinen für moralisch gut gehaltenen Phänomene der Gewissensangst, der Gerechtigkeit, der Menschenliebe und der Selbstlosigkeit werden als Symptome auf die Verneinung des Willens zum Leben zurückgeführt. Damit wird die methodische Konzeption des Standpunktwechsels, die eine rein theoretische ist, von einer praktischen Ausrichtung überlagert. Zwar betont Schopenhauer immer wieder, daß seine Ethik nicht präskriptiv, sondern rein deskriptiv sei (W I, S. 320; E, S. 120), also daß sie nur Verhaltensweisen beschreibt und erklärt, ohne eine Anleitung oder Belehrung zu dieser oder jener Handlungsweise zu geben. Aber dennoch ist diese Beschreibung nicht neutral, sie wertet die Handlungsweisen sowohl hinsichtlich des Verhaltens gegenüber anderen als auch im Hinblick auf die Möglichkeit einer Erlösung von dem durch den unstillbaren Willen hervorgerufenen Leiden. Mit der Lehre von der Verneinung des Willens zum Leben wird so das eingelöst, was Schopenhauer früher unter dem Begriff des besseren Bewußtseins gesucht hatte und was er schon damals angekündigt hatte als „eine Philosophie, die Ethik und Metaphysik in Einem seyn soll“ (HNI, S. 55). In konsequenter Fortführung des frühen Ansatzes kulminiert die Ethik in der völligen Negation des empirischen Bewußtseins, in der Aufhebung der Welt als Vorstellung, im „Nichts“, das als letztes Wort die Lehre von der *Welt als Wille und Vorstellung* beschließt.

Die Verknüpfung der methodischen Konzeption eines Perspektivwechsels mit einer Soteriologie, nämlich einer Hinführung zur Erlösung, die auch zugleich die Vervollkommnung der Erkenntnis bedeutet, eröffnet eine Vielzahl von Interpretationen des „einen Gedankens“ in der Literatur zu Schopenhauer, die zwischen den Extremen einer bloß perspektivisch-hermeneutischen Auffassung und einer linearen soteriologischen Deutung angesiedelt sind⁴. Da Schopenhauer selbst keine systematische Erläuterung des Zusammenhangs der vier Bücher gibt und an die Intuition des Lesers appelliert, ist nicht damit zu rechnen, daß die Diskussion zu einer ver-

bindlichen Interpretation führt. Schopenhauer hat, wie immer man seine Rede vom einen Gedanken auch deuten mag, die systematische Konzeption der ersten Auflage als den bleibenden Kern seiner Philosophie betrachtet, an dem keine wesentlichen Veränderungen vorgenommen wurden (vgl. W I, S. 18). Alles, was er danach veröffentlicht hat, versteht er als Erläuterung und Ausarbeitung des einen Gedankens.

Der Anhang

Nur bei einem Abschnitt der *Welt als Wille und Vorstellung* spricht Schopenhauer in der Vorrede zur zweiten Auflage von „bedeutenden Berichtigungen“ (W I, S. 18), die er vorgenommen habe. Aber bei diesem Abschnitt handelt es sich nicht um einen Teil des philosophischen Systems, sondern um den Anhang zur „Kritik der Kantischen Philosophie“. Wie er in der Vorrede zur ersten Auflage schreibt (S. 5 dieser Ausgabe), versteht Schopenhauer seine Philosophie als eine kritische Weiterführung der Kantischen, auf der er insbesondere im ersten Buch aufbaut. Schon im Lauf der Ausarbeitung des philosophischen Systems hatte er 1816 ein mit der Überschrift „Gegen Kant“ versehenes Heft angelegt, aus dem Vieles in den Anhang übernommen wurde. Noch früher, im März 1812, ist ein erster kleiner Aufsatz mit kritischen Bemerkungen zu Kants Auffassungen von Verstand und Vernunft datiert. Es fällt auf, daß die Auseinandersetzung sich in erster Linie auf die theoretische Philosophie Kants bezieht. Auch die Kritik an der praktischen Philosophie, die in „Gegen Kant“ ganz fehlt, beschränkt sich weitgehend auf die Verwendung des Vernunftbegriffs, und der Ästhetik werden nur wenige Seiten gewidmet. Schopenhauer begründet das mit der Schwäche der kantischen Ethik und Ästhetik, aber es ist sicher auch so, daß die theoretische Philosophie Kants in der Tat eine so große Bedeutung für Schopenhauers transzendentalphilosophischen Ausgangspunkt der Erkenntnislehre im ersten Buch des Hauptwerks und in der Dissertation hatte, daß die kritische Auseinandersetzung mit ihr gewissermaßen doch als ein Bestandteil des Systems betrachtet werden kann. Dafür spricht auch, daß Schopenhauer später, in der Preisschrift über die Grundlage der Moral, eine viel ausführlichere und grundlegendere Kritik der praktischen Philosophie Kants geliefert hat.

Daß im Anhang in der zweiten Auflage bedeutende Berichtigungen vorgenommen wurden, hat einen äußerlichen Grund, den Schopenhauer in den Zusätzen nennt: Dort gibt er an (S. 311 dieser Ausgabe), daß er die erste Auflage von *Kants Kritik der reinen Vernunft* erst im Jahr 1826 zu Gesicht bekommen habe und daß insbesondere die von Kant stark veränderten Abschnitte über die Transzendente Deduktion der reinen Verstandesbegriffe und über die Paralogismen der Seelenlehre in der ursprünglichen Ausführung seiner eigenen Auffassung viel näher stünden als bei der bis dahin benutzten fünften Auflage, so daß er die kritische Auseinandersetzung mit Kant an einigen Punkten zurücknehmen oder modifizieren mußte. Die Zusätze zum Anhang im Handexemplar sind dementsprechend nicht nur bedeutsamer, sondern auch besonders umfangreich. Der in demselben Zusatz geäußerte Plan, einen Teil des ursprünglichen Paralogismuskapitels in einem

⁴ Vgl. Jens Lemanski/Daniel Schubbe: Konzeptionelle Probleme und Interpretationsansätze der *Welt als Wille und Vorstellung*. In: Daniel Schubbe/Matthias Koßler (Hg.): *Schopenhauer-Handbuch. Leben – Werk – Wirkung*. 2018, 43–51.

weiteren Anhang der zweiten Auflage der *Welt als Wille und Vorstellung* beizugeben, wurde hinfällig, weil Karl Rosenkranz und Friedrich Wilhelm Schubert 1838 aufgrund von Schopenhauers nachdrücklicher Intervention⁵ im Rahmen einer Gesamtausgabe die *Kritik der reinen Vernunft* auf der Grundlage der ersten Auflage herausgaben.

Die Zusätze

Nimmt man Schopenhauers Behauptung, seine Arbeiten nach Erscheinen des Hauptwerks beschränkten sich auf Ergänzungen und Ausarbeitungen zu dem abgeschlossenen und im wesentlichen unverändert gebliebenen System, ernst, so kann das Handexemplar der ersten Auflage als ein beispielgebendes Konzentrat seiner gesamten philosophischen Tätigkeit betrachtet werden. Die Zusätze und erläuternden Anmerkungen, die Schopenhauer im Lauf der Jahre auf die leeren Blätter seines durchschossenen Exemplars geschrieben hat, bilden zusammen mit den handschriftlichen Aufzeichnungen der Manuskriptbücher, auf die er immer wieder in den Anmerkungen verweist, das Material für Erläuterungen zu seinem System, die er in seinen späteren Schriften, vor allem im zweiten Band, der in der zweiten Auflage der *Welt als Wille und Vorstellung* hinzukam, bis hin zum zweiten Band der *Parerga und Paralipomena*, veröffentlicht hat. In allen Werken finden die Zusätze Verwendung, und darin zeigt sich, daß Schopenhauer sein Handexemplar bis ins hohe Alter tatsächlich immer wieder in die Hand genommen hat, nicht nur, um neue Bemerkungen hinzuzufügen, sondern auch um die Aufzeichnungen für weitere Publikationen zu benutzen.

Eine erste Gelegenheit dazu sah er in einer zweiten Auflage des Werks, die er ungeduldig erwartete. Bereits zwei Jahre nach dem Erscheinen des Buchs entwarf er eine Vorrede für die künftige Zweitauflage (HN III, S. 88), in der er sich die Enttäuschung über die mangelnde Resonanz von der Seele redete. Es dauerte dann aber noch 23 Jahre, in deren Verlauf er mindestens 20 weitere Entwürfe für die Vorrede formulierte, bis die sehnsüchtig erwartete zweite Auflage Wirklichkeit wurde. In dem zweiten dieser Entwürfe, im Jahr 1825, nimmt Schopenhauer auf sein Handexemplar Bezug, wenn er schreibt: „Es war mir sehr erwünscht, diese [2. Auflage] so unverhoffterweise noch zu erleben, da ich selbige nun selbst mit allen den Zusätzen ausstatten konnte, welche ich meinem Werk in den Jahren gemacht hatte, da ich dessen einziger Leser war [...]“ (HN III, S. 199). Ein Jahr später notierte er auch zum ersten Mal, wie diese Ausstattung aussehen sollte: „Die meisten Zusätze zur 2ten Ausgabe sollen hinten angehängt werden unter der Überschrift ‚Ausführungen, Erläuterungen, Belege, Exkurse‘“ (HN III, S. 313). Ab 1833 schien Schopenhauer auch an eine separate Veröffentlichung der Zusätze unter dem Titel „Ergänzende Betrachtungen zur Welt als Wille und Vorstellung“ gedacht haben, denn es finden sich parallel Entwürfe dazu und zur zweiten Auflage (HN IV,1, S. 139 f., 158 f., 266 f.), und noch in den Verhandlungen mit Brockhaus über den Druck von 1844

wird diese Möglichkeit erwogen.⁶ Auf den letzten Seiten des Handexemplars erklärt er vorsorglich, wie mit den Zusätzen umzugehen sei, falls er die zweite Auflage nicht mehr erleben sollte (siehe S. 364 der vorliegenden Ausgabe).

Bevor die zweite Auflage des Hauptwerks endlich erschien, gab es schon mehrere Gelegenheiten, um einige der Zusätze an die Öffentlichkeit zu bringen, nämlich die Veröffentlichung der Schrift *Ueber den Willen in der Natur* 1836, in der Schopenhauer Bestätigungen seiner Philosophie vor allem aus den schnell fortschreitenden Naturwissenschaften zusammenstellte, und auch in die Preisschriften *Ueber die Freiheit des menschlichen Willens* und *Ueber die Grundlage der Moral*, die 1841 publiziert wurden, gingen einige der Anmerkungen ein. Einen bedeutenderen Niederschlag fanden die Zusätze schließlich auch noch nach 1844 in den *Parerga und Paralipomena*, und zwar nicht nur im zweiten Band, von dem Schopenhauer in der Vorrede zur dritten Auflage der *Welt als Wille und Vorstellung* schrieb, daß er „Zusätze zur systematischen Darstellung meiner Philosophie“ (W I, S. XXXII) enthalte, die eigentlich in den zweiten Band des Hauptwerks gehörten, sondern auch in den eigenständigeren Abhandlungen des ersten, insbesondere in den „Aphorismen zur Lebensweisheit“.

Die über die vielen Jahre immer wieder erweiterten, überarbeiteten oder wieder gestrichenen Zusätze bieten auf den ersten Blick zumindest auf den vollgeschriebenen Seiten ein verwirrendes Durcheinander. Wenn eine Seite voll war, wurde nach Möglichkeit auf dem folgenden weißen Blatt weitergeschrieben, wenn da aber schon andere Anmerkungen standen, wurde die nächste freie Stelle benutzt, zwischen anderen Zusätzen und auf anderen Seiten. Manchmal wurden auch die Zuordnung zum Text nachträglich geändert oder ganze Passagen wieder gestrichen. Aber Schopenhauer hatte fast immer die Zuordnung durch Verweiszeichen oder kurze Anweisungen sehr sorgfältig gekennzeichnet, so daß nur in sehr seltenen Einzelfällen der Zusammenhang fraglich ist. Die Datierung der Zusätze und ihrer Überarbeitungen und Ergänzungen läßt sich allenfalls im jeweiligen Einzelfall feststellen. Zwar hat Schopenhauer in späteren Jahren eher den Bleistift als Tinte verwendet (vgl. HN V, S. XI, XXXIII), aber als sicheres Merkmal für eine Datierung reicht das nicht aus. Die zeitliche Einordnung muß daher aus den Kontexten erschlossen werden. So kann man etwa die Eintragung der oben erwähnten Bemerkung, in der Schopenhauer ankündigt, Passagen aus dem Paralogismuskapitel der *Kritik der reinen Vernunft* nach der ersten Auflage im Anhang seines Buchs abzudrucken, durch den terminus post quem 1826 und den terminus ante quem 1838 auf diesen Zeitraum einschränken. Weitere Anhaltspunkte bieten die Verweise auf die Manuskriptbücher *Foliant*, *Pandectae*, *Adversaria* etc., die von Schopenhauer selbst genau datiert wurden, die Bezugnahme auf Literatur, auf Zeitungsartikel, Personen, Kunstwerke und Ereignisse. Die künftige Forschung könnte die Chronologie der Zusätze erhellen, doch erfordert das noch umfangreiche Recherchen.

⁵ Vgl. GBr. 165–168.

⁶ Vgl. Ludger Lütkehaus: Das Buch als Wille und Vorstellung. Arthur Schopenhauers Briefwechsel mit Friedrich Arnold Brockhaus. München 1996, S. 51–57.

Die Rezeption der ersten Auflage

Nach der Publikation der *Welt als Wille und Vorstellung* war Schopenhauer zuversichtlich, mit seiner Philosophie an der Universität eine historische Wende einzuleiten. Im Rahmen seiner Antrittsvorlesung in Berlin, wo er, nachdem er sich mit der Schrift habilitiert hatte, Privatdozent wurde, hielt er 1820 eine öffentliche Lobrede auf die Philosophie, in der er sich über das Wesen und die Geschichte derselben äußerte. Für seine Zeit konstatierte er darin einen beispiellosen Niedergang der Philosophie und gab die Schuld daran den nachkantischen Philosophen, insbesondere den Vertretern des Deutschen Idealismus, die so viele neue Systeme, Dispute und Paradoxien vorgebracht hätten, in einer „unkultivierten und dunklen Sprache“, dass das Interesse an der Philosophie außerhalb der Universität dahingeschwunden sei. In dieser Rede stellte er einen „Rächer“ in Aussicht, der die Philosophie „wieder zu ihrem früheren Glanz und dem gebührenden Zuspruch verhilft“ (Vorl. I, S. 57 f.). Der Erfolg blieb jedoch aus, sowohl was die Aufnahme des Hauptwerks betrifft als auch die auf ihm aufbauende Vorlesung über „Die gesammte Philosophie d. i. Die Lehre vom Wesen der Welt und von dem menschlichen Geiste“. Zu dem Mißerfolg der letzteren trug der frischgebackene Privatdozent selbst bei, indem er sie in seiner Selbstüberschätzung auf die Stunden legte, in der der damals führende Philosoph Hegel sein Hauptkolleg las: Die Studenten blieben aus.

Das Werk selbst erfuhr in seiner ersten Auflage durchaus einige Resonanz. Immerhin sieben Rezensionen⁷ erschienen in den Jahren 1819 bis 1821, und sie waren durchaus nicht nur abwertend. Es wird als ein „in vieler Hinsicht ausgezeichnetes Werk“ (47) bezeichnet, das „sehr ausgezeichnet und sehr lesenswert“ (82) sei, seine Weltanschauung als „wohl eine der interessantesten, den philosophischen Geist auf mannigfaltige Weise anregende“ seit Kant (86). Selbst Herbart, der in seiner Rezension an Schopenhauer kein gutes Haar läßt, sieht ihn doch als den „klarsten, gewandtesten und geselligsten“ unter den nachkantischen Philosophen an (90). Andererseits gibt es in allen Besprechungen mehr oder weniger scharfe Kritik an der Philosophie Schopenhauers, die neben der Aufdeckung einzelner Widersprüchlichkeiten generelle Aspekte betrifft. Dabei ist der voreingenommene Standpunkt der Rezensenten deutlich und wird auch offen ausgesprochen. Durchgängig werden die düstere, pessimistische Weltsicht und die Abkehr von der Religion beanstandet – Vorwürfe, die Schopenhauer eher bestätigt als getroffen haben dürften. Eine Ausnahme bildet die Rezension von Friedrich Eduard Beneke, einem damals sehr jungen Privatdozenten an der Berliner Universität, der von der empirischen Psychologie her versuchte, die Willensmetaphysik als haltlos aufzuzeigen. Hier kam es zu einer Auseinandersetzung, indem Schopenhauer mit einer „notwendigen Rüge erlogener Zitate“ (149 ff.) öffentlich reagierte, auf die Beneke nur noch schwach antworten konnte, obwohl sie die Hauptpunkte seiner Kritik nicht betraf. Nur eine der Rezensionen, eigentlich nur eine kurze Bemerkung Jean Pauls in seiner „Kleinen Bücherschau“, hat Schopenhauer

⁷ Abgedruckt und herausgegeben von Reinhard Pieper im Schopenhauer-Jahrbuch 6, 1917, S. 47–178.

positiv aufgenommen und später als Bestätigung angeführt: „Schopenhauers Welt, als Vorstellung und Wille‘ [sic!], ein genial-philosophische, kühnes und vielseitiges Werk, voll Scharfsinn und Tiefsinn, aber mit einer oft trost- und bodenlosen Tiefe [...]“ (178).

Danach wurde es still um das Buch. Nur aus einer späten Bezugnahme in den *Parerga und Paralipomena* (P I, S. 142) lässt sich schließen, dass ihm gegenüber auch Vorwürfe des Plagiats von Schellings Freiheitsschrift erhoben wurden. In den Jahren nach dem Abzeichnen des Misserfolgs hatte Schopenhauer vergeblich auf eine zweite Auflage des Werks gehofft. Doch umsonst, zwischen 1824 und 1830 wurde der größte Teil der ersten Auflage makuliert, nur etwa 50 Exemplare blieben verschont.⁸

Editorische Hinweise

Die Jubiläumsausgabe verfolgt zwei teilweise widerstreitende Ziele: Zum einen soll sie das Handexemplar möglichst unverändert wiedergeben und so sich einer „diplomatischen“ Edition annähern, die alle Anmerkungen, Streichungen, Überschreibungen etc. gerade so darstellt, wie sie im Original handschriftlich vorliegen. Zum anderen soll die Ausgabe aber auch gut lesbar sein; der Lesefluß soll nicht durch ständiges Hin- und Herblättern, durch zu viele durchgestrichene Worte, Marginalien und Glossen unterbrochen werden. Dank des großzügigen Formats konnte der Charakter des durchschossenen Buchs grundsätzlich beibehalten werden, wobei an die Stelle des Seitenwechsels ein Spaltenwechsel tritt. Dadurch sind auch die Zusätze leichter zu erfassen und zuzuordnen, als es der Fall wäre, wenn sie in umfangreiche Fußnoten oder gar in den Anhang gekommen wären. Alle handschriftlichen Eintragungen Schopenhauers sowohl auf den Text- als auch auf den Kommentarseiten sind durch einen Schrifttypus gekennzeichnet, der sich von dem des Drucktextes unterscheidet, aber ihm doch noch so ähnlich ist, daß das Lesen nicht gestört wird. Der besseren Lesbarkeit dient es auch, daß die Auflösung von Ligaturen durch die Herausgeber durch Kursivschrift und nicht durch eckige Klammern kenntlich gemacht ist. Alles, was von den Herausgebern stammt, nicht nur die Auflösung von Abkürzungen, sondern auch die Kommentierung in den Fußnoten, ist kursiv gesetzt.

Dennoch mußten zugunsten der Lesbarkeit auch Abstriche bei der Authentizität der Darstellung gemacht werden. Im Allgemeinen unterscheidet sich die Edition vom Original durch die Zusammenführung der längeren Zusätze: Wie bereits erwähnt, schrieb Schopenhauer, wenn ein weißes Blatt voll war, da weiter, wo auf anderen weißen Blättern noch Platz war, wobei er die Anschlüsse sorgfältig vermerkte. Um dem Leser das mühsame Zusammensuchen der Stellen zu ersparen wurden, sie zu einem durchgehenden Text aneinandergesetzt. Die Seitenzahlen des Originals sind neben denen der Ausgabe angeführt und die Seitenwechsel sowohl im Text als auch in den Zusätzen durch einen senkrechten Strich gekennzeichnet.

⁸ Vgl. Alfred Estermann: Schopenhauers Kampf um sein Werk. Der Philosoph und seine Verleger. Frankfurt am Main 2005, S. 66.

Bei den Zusätzen ist es des öfteren der Fall, daß Schopenhauer nicht auf der nächsten, sondern auf der übernächsten oder noch weiter entfernten Seiten weitergeschrieben hat; trotzdem wurde auch in diesen Fällen nur der senkrechte Strich verwendet, um eine gesonderte Paginierung der Zusatzseiten zu vermeiden. Alles, was Schopenhauer auf die weißen Blätter geschrieben hatte, wird in der vorliegenden Ausgabe ebenso wiedergegeben, auch wenn es sich um die bloße Korrektur eines Wortes handelt, das im Text selbst angestrichen ist (z. B. S. 7); befindet sich die Korrektur auf der Textseite selbst, wird sie dagegen in einer Fußnote angezeigt. Die Verweiszeichen, die Schopenhauer für die Zuordnung der Anmerkungen verwendete, wie Kreuz, Doppelkreuz, Kreis etc. wurden wegen der besseren Übersichtlichkeit durch seitenweise nummerierte Kreise ersetzt. Bei den Verweisen, die Schopenhauer nicht präzise durch Verweiszeichen, sondern nur ungefähr durch die Platzierung auf dem weißen Blatt auf eine Stelle im Text bezogen hat, steht „o. V.“. In der Regel steht der Zusatz in derselben Höhe des Textes wie im Original; wo dies aus satztechnischen Gründen nicht möglich war, ist ein Verweis hinzugefügt worden. Hervorhebungen Schopenhauers sind sowohl im Text als auch in den Zusätzen (wo sie Schopenhauer durch Unterstreichung gekennzeichnet hat) mit Sperrung gekennzeichnet.

Neben diesen allgemeinen Editionsprinzipien gibt es noch solche, die sich jeweils nur auf die Darstellung des Texts bzw. der Zusätze beziehen und die im Folgenden getrennt vorgestellt werden.

Zum Text

Der Text der ersten Auflage ist weitestgehend unverändert wiedergegeben, auf Korrekturen und Angleichung wurde verzichtet. Ausnahmen bilden zum einen die Druckfehler, die Schopenhauer selbst entweder an Ort und Stelle oder in dem Druckfehlerverzeichnis des Buchs (S. 726 der Originalausgabe) vermerkt hat, zum anderen gibt es einige Fehler, die so offensichtlich auf den Satz zurückgehen (z. B. sog. „Fliegenköpfe“, d. h. nicht aufgelöste Verweiszeichen), daß ihr Abdruck befremdlich wirken würde. Sowohl die Korrekturen Schopenhauers als auch die wenigen der Herausgeber sind im Text stillschweigend vollzogen, aber im Anhang verzeichnet. Sonstige Fehler und abweichende Schreibweisen wurden belassen, auch wenn Schopenhauer sie in der zweiten oder dritten Auflage verbessert hat. Denn es gibt auch Fälle, in denen Schopenhauer Korrekturen der zweiten Auflage in der dritten wieder zurückgenommen hat. Auch wäre es bei den vielen orthographischen Unregelmäßigkeiten schwierig, eine Grenze der editorischen Eingriffe zu ziehen.

Die Anmerkungen und Korrekturen, die Schopenhauer auf den Textseiten und nicht auf den weißen Blättern eingetragen hat, sind in Fußnoten vermerkt. Dabei wird stets das Kürzel „He“ für „Handexemplar“ verwendet, für Randbemerkungen „HeR“. Zusätzlich wird bei den Randbemerkungen auch die Position gekennzeichnet, also z. B. „HeRo“ für „Randbemerkung oben“, denn während die Glossen am Rand oder zwischen den Zeilen durch ihre Lage die Zeile oder das Wort anzeigen, auf das sie sich beziehen, gelten die Anmerkungen am obe-

ren oder unteren Rand des Blattes meist mehr oder weniger für die ganze Seite. Bei Unter- und Durchstreichungen ist im Hinblick auf die Datierungsfrage jeweils angegeben, ob sie mit Tinte oder Bleistift vorgenommen wurden. Bisweilen hat Schopenhauer eine Umstellung der Reihenfolge der Wörter durch Zahlen über den Worten angezeigt; in solchen Fällen wird der umgestellte Text in der Fußnote als Korrektur angeführt.

Im Original ist der Text regulär in Fraktur gesetzt, alle fremdsprachigen Namen, Zitate und Termini wurden dagegen durch lateinische Buchstaben abgesetzt. Da in der vorliegenden Edition der Text selbst schon in lateinischer Schrift publiziert wird, müssen die fremdsprachigen Ausdrücke und Passagen anders gekennzeichnet werden. Wir haben uns für eine andere Schriftart entschieden.

Zu den Zusätzen

Auf die Frage der Reihung der auf verschiedene Seiten verteilten längeren Anmerkungen wurde bereits im allgemeinen Teil der editorischen Hinweise eingegangen. Ansonsten ist auch bei den Zusätzen das Ziel der Authentizität bestimmend. Korrekturen wurden keine vorgenommen. Auf vermutliche Verschreibungen oder Fehler wird in den Fußnoten mit einem „sic!“ aufmerksam gemacht. Lediglich die Streichungen wurden zugunsten der Lesbarkeit dadurch reduziert, daß durchgestrichene Einzelbuchstaben und Wiederholungen, die ganz offensichtlich versehentlich geschrieben wurden, nicht wiedergegeben sind. Allerdings war auch hier jeder Einzelfall zu prüfen. So haben wir uns z. B. – anders als Weiß – entschlossen, bei dem Zusatz S. 244, in dem es um den Egoismus geht, die Formulierung „daher will Jeder Alles, Alles, für sich, für sich“ stehen zu lassen, weil zu vermuten ist, daß die Wiederholung hier ein rhetorisches Mittel ist. An wenigen Stellen ist der Originaltext durch viele Streichungen so unleserlich, daß wir etwas großzügiger verfahren sind, ohne aber von dem Grundsatz abzuweichen, daß nur Streichungen ausgespart werden, die ganz offensichtlich keinen Hinweis auf eine Umformulierung enthalten. Bei aller Bemühung darum, die Phasen der Bearbeitung des Textes in den Zusätzen kenntlich zu machen, war es aus technischen Gründen nicht immer möglich, bei längeren Notizen den Wechsel auf andere Seiten zu dokumentieren; hier wurde der Lesbarkeit der Vorzug gegeben.

Abkürzungen und Ligaturen wurden aufgelöst, wobei die von den Herausgebern ergänzten Buchstaben durch Kursivierung kenntlich gemacht sind. Ausgenommen sind die Abkürzungen, die Schopenhauer bei seinen Quellenangaben verwendet hat, da sie in den Kommentaren erläutert werden. Stellen, die Schopenhauer zunächst durchgestrichen, bei denen er dann aber durch eine gepunktete Unterstreichung die Durchstreichung wieder aufgehoben hatte, wurden einfach ohne Striche angegeben. Einfügungen von Worten oder Satzteilen, die über oder unter der jeweiligen Zeile stehen, sind durch Winkelklammern (\lceil \rceil) gekennzeichnet.

Die Transkriptionen der Zusätze wurden in Zweifelsfällen mit denen von Weiß und bei Übernahme in spätere Auflagen oder Werke mit diesen abgeglichen. Bei unleserlichen Stellen

sind ggf. Vorschläge der Herausgeber in spitze Klammern (< >) gesetzt. Besonderheiten wurden folgendermaßen behandelt:

Da „ß“ und „ss“ in der Handschrift nicht deutlich zu unterscheiden sind, haben wir uns an der Handhabung im gedruckten Text der ersten Auflage orientiert, die der alten Rechtschreibung entspricht: vor Vokalen steht „ss“, vor Konsonanten und am Wortende „ß“.

In seinen frühen Manuskripten verwendete Schopenhauer öfters statt „y“ das heute unübliche „ÿ“; die Schreibweise wurde stillschweigend vereinheitlicht, zumal keine Regelmäßigkeit bei dieser Verwendung festzustellen ist.

In den Zusätzen zur ersten Auflage benutzt Schopenhauer die verkürzte Form „daron“ für das heute nicht mehr gebräuchliche „darohne“ (vgl. Grimms Wörterbuch), was so viel bedeutet wie „ohne das“. In den späteren Auflagen wurde diese Form nicht mehr verwendet und durch Umschreibungen ersetzt. Wir haben sie jedoch beibehalten.

Anmerkungen und Korrekturliste

Die Anmerkungen beschränken sich auf die Übersetzung und Belege von Zitaten mit Hinweisen auf die verwendeten Ausgaben und Quellen sowie gelegentliche Bezüge zu handschrift-

lichen Aufzeichnungen und Anstreichungen. Bei Abweichungen der Zitate vom Original wird die Version des Originals hinzugesetzt. In allen Fällen, in denen Schopenhauer in anderen Schriften selbst Übersetzungen angefertigt hatte, wird seine Übersetzung vorgezogen und auf die Stelle verwiesen, an der sie sich befindet. In wenigen besonderen Fällen wird in den Anmerkungen auch auf Erläuterungen Schopenhauers in anderen Auflagen und Werken hingewiesen. Alle Zitate und Hinweise auf den handschriftlichen Nachlass wurden anhand der Originale überprüft. Die Manuskripte Schopenhauers werden mit dem Jahr ihrer Abfassung mit der originalen Paginierung belegt, darüber hinaus in den verfügbaren Ausgaben: zunächst in der Gesamtausgabe von Hübscher, sodann in den Einzelausgaben von Ernst Ziegler und Daniel Schubbe (Berliner Vorlesungen). Unveröffentlichte Manuskripte sind mit der Signatur des Schopenhauer-Archivs angegeben (Na 50 ...).

Schopenhauer selbst hat eine Liste von Druckfehlerkorrekturen erstellt. Hinzu kommen einige Fälle, in denen er im Handexemplar Fehler angestrichen hatte, die in der zweiten Auflage korrigiert wurden. Schließlich gibt es noch die oben erwähnten Korrekturen der Herausgeber, die nur ganz offensichtliche Satzfehler betreffen. Alle Korrekturen sind im Verzeichnis der Druckfehler angeführt, wobei jene der Herausgeber durch Kursivierung kenntlich gemacht sind.

Zeichen, Siglen, Abkürzungen

Verzeichnis der Siglen und von den Herausgebern verwendeten Abkürzungen

Die Schriften Schopenhauers werden soweit möglich gemäß den Angaben im Schopenhauer-Jahrbuch zitiert.

AA Kant's Gesammelte Schriften. Berlin, 1900 ff.

D I–XVI Arthur Schopenhauer, Sämtliche Werke Bd. I–XVI. Hrsg. v. Paul Deussen. München 1911–1942.

Diels/Kranz Die Fragmente der Vorsokratiker. Griechisch und Deutsch, Hrsg. von Hermann Diels und Walther Kranz, Bd. I–III. Hildesheim. ¹1951–1952.

Diss. Ueber die vierfache Wurzel des Satzes vom zureichenden Grunde, Dissertation 1813. In: Arthur Schopenhauer, Sämtliche Werke. Hrsg. v. Arthur Hübscher. 7 Bände. Mannheim ⁴1988, Bd. 7.

E Die beiden Grundprobleme der Ethik. Sämtliche Werke. Hrsg. v. Arthur Hübscher. a. a. O., Bd. 4.

GBr. Arthur Schopenhauer: Gesammelte Briefe. Hrsg. v. Arthur Hübscher. Bonn ²1987.

HN I–V Arthur Schopenhauer, Der handschriftliche Nachlaß Bd. I–V. Hrsg. v. Arthur Hübscher. München 1985.

KrV Immanuel Kant, *Kritik der reinen Vernunft*, Riga, ¹1781 (A), ²1787 (B).

N Ueber den Willen in der Natur. Sämtliche Werke. Hrsg. v. Arthur Hübscher, a. a. O., Bd. 4.

P I/II Parerga und Paralipomena Bd. I/II. Sämtliche Werke. Hrsg. v. Arthur Hübscher, a. a. O., Bd. 5/6.

Reisetagebücher Arthur Schopenhauer, *Die Reisetagebücher*, Hrsg. von Ludger Lütkehaus. Zürich 1988.

Sch. BV. I–IV Arthur Schopenhauer, Vorlesung über Die gesamte Philosophie, Bd. I–IV. Hrsg. von Daniel Schubbe unter Mitarbeit von Judith Werntgen-Schmidt und Daniel Elon. Hamburg 2017 ff.

Stollberg/Böcker „... die Kunst zu sehn“, Arthur Schopenhauers Mitschriften der Vorlesungen Johann Friedrich Blumenbachs (1809–1811). Hrsg. von Jochen Stollberg und Wolfgang Böcker. Göttingen 2013.

W I/II Die Welt als Wille und Vorstellung Bd. I/II. Sämtliche Werke. Hrsg. v. Arthur Hübscher, a. a. O., Bd. 2/3.

Vorl. I Arthur Schopenhauer: Theorie des gesammten Vorstellens, Denkens und Erkennens (Vorlesung über die gesammte Philosophie, d. i. die Lehre vom Wesen der Welt und von dem menschlichen Geiste. In vier Theilen. Erster Theil). Hrsg. v. Volker Spierling. München 1986.

Z. Arthur Schopenhauer, *Senilia*. Hrsg. von Franco Volpi und Ernst Ziegler. München, 2010; *Spicilegia*. Hrsg. von Ernst Ziegler. München 2015; *Pandectae*. Hrsg. von Ernst Ziegler. München 2016; *Cholerabuch*. Hrsg. von Ernst Ziegler. Würzburg 2017.

<i>Bl.</i>	Bleistift
<i>durchgestr.</i>	durchgestrichen
<i>geschr.</i>	geschrieben
<i>gestr.</i>	gestrichen
<i>He</i>	Handexemplar
<i>HeR l/r/o/u</i>	Notizen/Korrekturen Schopenhauers am Rand (links/rechts/oben/unten) des Textes
<i>i. e.</i>	id est (das heißt)
<i>mehrm.</i>	mehrmals
<i>Na 50</i>	Nachlass Arthur Schopenhauer (Schopenhauer-Archiv)
<i>op. cit.</i>	opus citatum ([bereits] zitiertes Werk)
<i>o. V.</i>	ohne Verweis (nicht eindeutig zuzuordnende Zusätze)
<i>T.</i>	Tinte
<i>u. a.</i>	unter anderem/n
<i>unterstr.</i>	unterstrichen
<i>u. ö.</i>	und öfters

Häufiger vorkommende lateinische und griechische Fachausdrücke

a posteriori

aus Erfahrung (wörtl.: vom Späteren her)

a priori

vor, d. h. unabhängig von der Erfahrung
(wörtl.: vom Früheren her)

languor

Langeweile

κατ' ἐξοχην

schlechthin, im eigentlichen Sinne

generatio aequivoca

Urzeugung, Entstehung aus unbelebter Materie

petitio principii

Beanspruchung des Beweisgrundes
(der selbst unbewiesen ist)

toto genere

von Grund aus (wörtl.: die ganze Gattung betreffend)

regula falsi

Regel des Falschen (mathematisches Verfahren)

veritas aeterna (Pl. *veritates aeternae*)

ewige Wahrheit(en)

per accidens / *Accidens*

durch Zufall, unwesentlich/nicht zum Wesen Gehörendes

terminus

Begriff, Fachausdruck

μηχανη (Pl. μηχαναι)

Werkzeug

qualitas occulta (Pl. *qualitates occultae*)

dunkle (unerklärliche) Eigenschaft(en)

hactenus

bis hierher

ὄντως ὄν

das wahrhaft Seiende (wörtl.: das seiend Seiende)

vide infra / *supra*

siehe unten / oben

sit venia verbo

mit Verlaub gesagt

Hinweise zur Textdarstellung

Antiqua	Textschrift, im Original Fraktur
Serifenlose	Schrift für Zusätze, im Original Kurrentschrift
Semiserif	Schrift für fremdsprachige Ausdrücke, im Original Antiqua (Text) bzw. lateinische Handschrift Schopenhauers (Zusätze)
「Text」	über oder unter Zeilen geschriebener Text
<Text>	Vorschläge der Herausgeber bei Unleserlichkeit des Manuskripts
①, ②, ③ ...	Verweise von den Zusätzen zum Text, ggfs. mit Seiten- und Zeilenangabe
<i>kursiv</i> / <i>kursiv</i>	Herausgeberrede
Sperrung	Hervorhebung Schopenhauers, im Text gesperrt, in den Zusätzen unterstrichen
	Seitenwechsel der Originalausgabe im Text bzw. Blatt- oder Bogenwechsel in den Zusätzen
]	Abgrenzung des Lemmas

Τοῦτο γὰρ ἐστὶ τὸ ἀδύνατον τοῦ ἀνθρώπου παρῶν
 τῶν κινήσεων, τὸ τὰς προσημειωθῆσιν κοινὰς (nationes generales
 & communes) ἢ μὴ συνάδει εἰρηνοῦσαι τοῖς ἐκτὸς μερῶν
 (rebus singularibus). *Arrian. diaphor. Lib. IV, cap. 1, 42.*
 132

Vide An-
 toninus
 Lib. IV, 44.

Arrian.
 diaphor.
 Lib. IV,
 cap. 1, 74.

werden könnte. Denn so oft ein Mensch irgendwie aus der Fassung kommt, durch ein Unglück zu Boden geschlagen wird, oder sich erzürnt, oder verzagt; so zeigt er eben dadurch, daß er die Dinge anders findet, als er sie erwartete, folglich daß er im Irrthum befangen war, die Welt und das Leben nicht kannte, nicht wußte, wie durch Zufall die leblose Natur, durch entgegengesetzte Zwecke, auch durch Bosheit, die belebte den Willen des Einzelnen bei jedem Schritt durchkreuzt: er hat also entweder seine Vernunft nicht gebraucht, um zu einem allgemeinen Wissen dieser Beschaffenheit des Lebens zu kommen, oder auch es fehlt ihm an Urtheilskraft, wenn, was er im Allgemeinen weiß, er doch im Einzelnen nicht wiedererkennt und deshalb davon überrascht und aus der Fassung gebracht wird. # So auch ist jede lebhafteste Freude ein Irrthum, ein Wahn, weil kein erreichter Wunsch dauernd befriedigen kann. # Auch weil jeder Besitz und jedes Glück nur vom Zufall auf unbestimmte Zeit geliehen ist, und daher in der nächsten Stunde wieder zurückgefordert werden kann. # Jeder Schmerz aber beruht auf dem Verschwinden eines solchen Wahns: beide also entstehn aus fehlerhafter Erkenntniß, und dem Weisen bleibt Jubel wie Schmerz immer fern, und keine Begebenheit stört seine ἀταραξία. #

Diesem Geist und Zweck der Stoa gemäß, fängt Epiktet damit an und kommt beständig darauf zurück, als auf den Kern seiner Weisheit, daß man wohl bedenken und unterscheiden solle, was von uns abhängt und was nicht, daher auf letzteres durchaus nicht Rechnung machen, wodurch man zuverlässig frei bleiben wird von allem Schmerz, Leiden und Angst. Was nun aber von uns abhängt,

Antonin.: Lib. 4, c. 29: Ἐξ ἑαυτοῦ κοινῶν ὁ μὴ ὑποκρίσασθαι
 τὰ ἐξ αὐτοῦ ὄντα, οὐκ ἔστιον ἑαυτοῦ καὶ ὁ μὴ ὑποκρίσασθαι
 τὰ ὑποκρίνεται. I. f. Man darf nicht handeln in der Welt
 ist, der nicht weiß, was er davon glaubt, so ist er nicht unabhängig
 der, welcher nicht weiß, wie er davon fange ist in der Welt.

Vergrößerte Doppelseite aus Schopenhauers Handexemplar
 links: Seite 132 [74f.] der ersten Auflage (1819)
 rechts: Vorderseite des zwischen den Seiten 132 und 133 eingebundenen Blattes mit handschriftlichen Zusätzen
 © Fondation Martin Bodmer, Genf

Ταυτα γαρ μνημεια μου
Δια μακρου, και παιδες ούτοι, και γαμοι,
και δοξ' εμη.

Eurip: Iph: Aul: 1398.

...

Ma pensée au grand jour partout s'offre et s'expose,
Et mon vers, bien ou mal, dit toujours quelque chose.

Boileau, Sat: 9.

...

Die
W e l t
als
Wille und Vorstellung:

vier Bücher,
nebst einem Anhang,
der die
Kritik der kantischen Philosophie
enthält,

von
Arthur Schopenhauer.

.....

Ob nicht Natur zuletzt sich doch ergründe?

Göthe.

Leipzig:
F. A. Brockhaus
...

1819.

Vorrede

statt
der Einleitung.

...

5 **W**ie dieses Buch zu lesen sei, um möglicherweise verstanden
werden zu können, habe ich hier anzugeben mir vorgesetzt. –
Was durch dasselbe mitgetheilt werden soll, ist ein einziger Ge-
danke. Dennoch konnte ich, aller Bemühungen ungeachtet, keinen
kürzern Weg ihn mitzutheilen finden, als dieses ganze Buch. – Ich
10 halte jenen Gedanken für dasjenige, was man unter dem Namen der
Philosophie sehr lange gesucht hat, und dessen Auffindung, eben
daher, von den historisch Gebildeten für so unmöglich gehalten
wird, wie die des Steines der Weisen, obgleich ihnen schon Plinius
sagte: *quam multa fieri non posse, priusquam sint facta, judicantur?*
15 (*hist. nat.*, 7, 1.) –

Je nachdem man jenen einen mitzutheilenden Gedanken von
verschiedenen Seiten betrachtet, zeigt er sich als das was man Me-
taphysik, das was man Ethik und das was man Aesthetik genannt
hat: und freilich müßte | er auch dieses alles seyn, wenn er wäre,
20 wofür ich ihn, wie schon eingestanden, halte.

Ein System von Gedanken muß allemal einen architekto-
nischen Zusammenhang haben, d. h. einen solchen, in welchem
immer ein Theil den andern trägt, nicht aber dieser auch jenen,
der Grundstein endlich alle, ohne von ihnen getragen zu werden,
25 der Gipfel getragen wird, ohne zu tragen. Hingegen ein einziger
Gedanke muß, so umfassend er auch seyn mag, die vollkommenste
Einheit bewahren. Läßt er dennoch, zum Behuf seiner Mittheilung,
sich in Theile zerlegen; so muß doch wieder der Zusammenhang
dieser Theile ein organischer, d. h. ein solcher seyn, wo jeder Theil
30 eben so sehr das Ganze erhält, als er vom Ganzen gehalten wird,
keiner der erste und keiner der letzte ist, der ganze Gedanke durch
jeden Theil an Deutlichkeit gewinnt und auch der kleinste Theil
nicht völlig verstanden werden kann, ohne daß schon das Ganze
vorher verstanden sei. – Ein Buch muß inzwischen eine erste und
35 eine letzte Zeile haben und wird insofern einem Organismus alle-
mal sehr unähnlich bleiben, so sehr diesem ähnlich auch immer
sein Inhalt seyn mag: folglich werden Form und Stoff hier im Wider-
spruch stehn.

Es ergibt sich von selbst, daß, unter solchen Umstän|den, zum
40 Eindringen in den dargelegten Gedanken, kein anderer Rath ist, als
das Buch zwei Mal zu lesen und zwar das erste Mal mit vieler
Geduld, welche allein zu schöpfen ist aus dem freiwillig geschenkten
Glauben, daß der Anfang das Ende beinahe so sehr voraussetze,
als das Ende den Anfang, und eben so jeder frühere Theil den späte-
45 ren beinahe so sehr, als dieser jenen. Ich sage „beinahe:“ denn ganz
und gar so ist es keineswegs, und was irgend zu thun möglich war,

um das, welches am wenigsten erst durch das Folgende aufgeklärt wird, voranzuschicken, wie überhaupt, was irgend zur möglichst leichten Faßlichkeit und Deutlichkeit beitragen konnte, ist redlich und gewissenhaft geschehn: ja es könnte sogar damit in gewissem Grade gelungen seyn, wenn nicht der Leser, was sehr natürlich ist, nicht bloß an das jedesmal Gesagte, sondern auch an die möglichen Folgerungen daraus, beim Lesen dächte, wodurch außer den vielen wirklich vorhandenen Widersprüchen gegen die Meinungen der Zeit und muthmaaßlich auch des Lesers, noch so viele andre anticipirte und imaginäre hinzukommen können, daß dann als lebhaft Misbilligung sich darstellen muß, was noch bloßes Misverstehn ist, wofür man es aber um so weniger erkennt, als die mühsam erreichte Klarheit der Darstellung und Deutlichkeit des Ausdrucks über den unmittelbaren Sinn des Gesagten wohl nie zweifelhaft läßt, jedoch nicht seine Beziehungen auf alles Uebrige zugleich aussprechen kann. Darum also erfordert die erste Lektüre, wie gesagt, Geduld, aus der Zuversicht geschöpft, bei der zweiten Vieles oder Alles in ganz anderm Lichte erblicken zu werden. Uebrigens muß das ernstliche Streben nach völliger und selbst leichter Verständlichkeit, bei einem sehr schwierigen Gegenstande, es rechtfertigen, wenn hier und dort sich eine Wiederholung findet. Schon der organische, nicht kettenartige Bau des Ganzen machte es nöthig bisweilen dieselbe Stelle zwei Mal zu berühren. Eben dieser Bau auch und der sehr enge Zusammenhang aller Theile hat die mir sonst sehr schätzbare Eintheilung in Kapitel und Paragraphen nicht zugelassen; sondern mich genöthigt, es bei vier Hauptabtheilungen, gleichsam vier Gesichtspunkten des einen Gedankens, bewenden zu lassen. In jedem dieser vier Bücher hat man sich besonders zu hüten, nicht über die nothwendig abzuhandelnden Einzelheiten den Hauptgedanken dem sie angehören und die Fortschreitung der ganzen Darstellung aus den Augen zu verlieren. – Hiemit ist nun die erste und gleich den folgenden unerlaßliche Forderung an den (dem Philosophen, eben weil der Leser selbst einer ist) ungeneigten Leser ausgesprochen. |

Die zweite Forderung ist diese, daß man vor dem Buche die Einleitung zu demselben lese, obgleich sie nicht mit in dem Buche steht, sondern fünf Jahre früher erschienen ist, unter dem Titel: „Ueber die vierfache Wurzel des Satzes vom zureichenden Grunde: eine philosophische Abhandlung.“ – Ohne Bekanntschaft mit dieser Einleitung und Propädeutik ist das eigentliche Verständniß gegenwärtiger Schrift ganz und gar nicht möglich, und der Inhalt jener Abhandlung wird hier überall so vorausgesetzt, als stände sie mit im Buche. Uebrigens würde sie, wenn sie diesem nicht schon um mehrere Jahre vorangegangen wäre, doch wohl nicht eigentlich als Einleitung ihm vorstehn, sondern dem ersten Buch einverleibt seyn, welches jetzt, indem das in der Abhandlung Gesagte ihm fehlt, eine gewisse Unvollkommenheit schon durch diese Lücken zeigt, welche es immer durch Berufen auf jene Abhandlung ausfüllen muß. Indessen war mein Widerwille, mich selbst abzuschreiben, oder das schon einmal zur Genüge Gesagte mühselig unter andern Worten nochmals vorzubringen, so groß, daß ich diesen Weg vorzog, ungeachtet ich sogar jetzt dem Inhalt jener Abhandlung eine etwas bessere Darstellung geben könnte, zumal indem ich sie von manchen, aus meiner damaligen zu großen Befangenheit in der Kantischen Philosophie herrührenden Begriffen reinigte, als da sind: Kategorien, äußerer und innerer Sinn u. dgl. Indessen stehn auch dort jene Begriffe nur noch weil ich mich bis dahin nie eigentlich tief mit ihnen eingelassen hatte, daher nur als Nebenwerk und ganz außer Berührung mit der Hauptsache, weshalb denn auch die Berichti-

gung solcher Stellen jener Abhandlung, durch die Bekanntschaft mit gegenwärtiger Schrift, sich in den Gedanken des Lesers ganz von selbst machen wird. – Aber allein wenn man durch jene Abhandlung vollständig erkannt hat, was der Satz vom Grunde sei und
5 bedeute, worauf und worauf nicht sich seine Gültigkeit erstrecke, und daß nicht vor allen Dingen jener Satz, und erst in Folge und Gemäßheit desselben, gleichsam als sein Korrolarium, die ganze Welt sei; sondern er vielmehr nichts weiter ist, als die Form, in der das stets durch das Subjekt bedingte Objekt, welcher Art es auch
10 sei, überall erkannt wird, sofern das Subjekt ein erkennendes Individuum ist: nur dann wird es möglich seyn, auf die hier zuerst versuchte, von allen bisherigen völlig abweichende Methode des Philosophirens einzugehn.

Allein derselbe Widerwille, mich selbst wörtlich abzuschreiben, oder aber auch mit andern und schlechtern Worten, nachdem ich
15 mir die bessern selbst vorweggenommen, | zum zweiten Male ganz dasselbe zu sagen, hat noch eine zweite Lücke im ersten Buche dieser Schrift veranlaßt, indem ich alles dasjenige weggelassen habe, was im ersten Kapitel meiner Abhandlung „über das Sehn und die
20 Farben“ steht und sonst hier wörtlich seine Stelle gefunden hätte. Also auch die Bekanntschaft mit dieser früheren kleinen Schrift wird hier vorausgesetzt.

Die dritte an den Leser zu machende Forderung endlich könnte sogar stillschweigend vorausgesetzt werden: denn es ist keine andre,
25 als die der Bekanntschaft mit der wichtigsten Erscheinung, welche seit zwei Jahrtausenden in der Philosophie hervorgetreten ist und uns so nahe liegt: ich meine die Hauptschriften Kant's. Die Wirkung welche sie in dem Geiste, zu welchem sie wirklich reden, hervorbringen, finde ich in der That, wie wohl schon sonst gesagt worden,
30 ① der Staaroperation am Blinden gar sehr zu vergleichen: und wenn wir das Gleichniß fortsetzen wollen, so ist mein Zweck dadurch zu bezeichnen, daß ich denen, an welchen jene Operation gelungen ist, eine Staarbrille habe in die Hand geben wollen, zu deren Gebrauch also jene Operation selbst die nothwendigste Bedingung
35 ist. – So sehr ich demnach von dem ausgehe, was der große Kant geleistet hat; so hat dennoch eben das ernstliche Studium seiner Schriften mich bedeutende Fehler in denselben entdecken lassen, welche ich aussondern und als verwerflich darstellen mußte, um das Wahre und Vortreffliche seiner Lehre rein davon und geläutert
40 voraussetzen und anwenden zu können. Um aber nicht meine eigene Darstellung durch häufige Polemik gegen Kant zu unterbrechen und zu verwirren, habe ich diese in einen besondern Anhang gebracht. So sehr nun, dem Gesagten zufolge, meine Schrift die Bekanntschaft mit der Kantischen Philosophie voraussetzt; so sehr setzt sie also
45 auch die Bekanntschaft mit jenem Anhang voraus: daher es in dieser Rücksicht rathsam wäre, den Anhang zuerst zu lesen, um so mehr als der Inhalt desselben grade zum ersten Buch gegenwärtiger Schrift genaue Beziehungen hat. Andererseits konnte, der Natur der Sache nach, es nicht vermieden werden, daß nicht auch der Anhang
50 hin und wieder sich auf die Schrift selbst beriefe: daraus nichts anderes folgt, als daß er eben sowohl als der Haupttheil des Werkes zwei Mal gelesen werden muß.

Kants Philosophie also ist die einzige, mit welcher eine gründliche Bekanntschaft bei dem hier Vorzutragenden gradezu vorausgesetzt wird. – Wenn aber überdies noch der Leser in der Schule des göttlichen Platon geweilt hat; so wird er um so besser vorbereitet und empfänglicher seyn | mich zu hören. Ist er aber gar noch der Wohlthat der Veda's theilhaft geworden, deren uns durch die

① *Wahrscheinlich* ist es nicht sonst schon gesagt worden *und* ich habe hier, ungewiß ob ich meinen eigenen *oder* einen fremden Gedanken niederschriebe, aus Besorgniß Aengstlichkeit das letztere angenommen.

Upanischaden ① eröffneter Zugang, in meinen Augen, der größte Vorzug ist, den dieses noch junge Jahrhundert vor den früheren aufzuweisen hat, indem ich vermuthe, daß der Einfluß der Samskrit-Litteratur nicht weniger tief eingreifen wird, als im 14ten Jahrhundert die Wiederbelebung der Griechischen: hat also, sage ich, der Leser auch schon die Weihe uralter Indischer Weisheit empfangen und empfänglich aufgenommen; dann ist er auf das allerbeste bereitet zu hören, was ich ihm vorzutragen habe. Ihn wird es dann nicht, wie manchen Andern fremd, ja feindlich ansprechen; da ich, wenn es nicht zu stolz klänge, behaupten möchte, daß jeder von den einzelnen und abgerissenen Aussprüchen, welche die Upanischaden ausmachen, sich als Folgesatz aus dem von mir mitzutheilenden Gedanken ableiten ließe, obgleich keineswegs auch umgekehrt dieser schon dort zu finden ist.

...

Aber schon sind die meisten Leser ungeduldig aufgefahren und in den mühsam so lange zurückgehaltenen Vorwurf ausgebrochen, wie ich doch wagen könne, dem Publikum ein Buch unter Forderungen und Bedingungen, von denen die beiden ersten anmaßend und ganz unbescheiden sind, vorzulegen, und dies zu einer Zeit, wo ein so allgemeiner Reichthum an eigenthümlichen Gedanken ist, daß in Teutschland allein solche jährlich in drei Tausend gehaltenen, originellen und ganz unentbehrlichen Werken, und außerdem in unzähligen periodischen Schriften oder gar täglichen Blättern durch die Druckerpresse zum Gemeingut gemacht werden? zu einer Zeit, wo besonders an ganz originellen und tiefen Philosophen nicht der mindeste Mangel ist; sondern allein in Teutschland deren mehr zugleich leben, als sonst etliche Jahrhunderte hintereinander aufzuweisen hatten? wie man denn, fragt der entrüstete Leser, zu Ende kommen solle, wenn man mit Einem Buche so umständlich zu Werke gehn müßte? –

Da ich gegen solche Vorwürfe nicht das Mindeste vorzubringen habe, hoffe ich nur auf einigen Dank bei diesen Lesern dafür, daß ich sie bei Zeiten gewarnt habe, damit sie keine Stunde verlieren mit einem Buche, dessen Durchlesung ohne Erfüllung der gemachten Forderungen nicht fruchten könnte, und daher ganz zu unterlassen ist, zumal da auch sonst gar Vieles zu wetten, daß es ihnen nicht zusagen kann, daß es vielmehr immer nur paucorum hominum seyn wird und daher gelassen und bescheiden auf die Wenigen warten muß, deren ungewöhnliche Denkungsart es genießbar fände. Denn, auch abgesehen von den Weitläufigkeiten und der Anstrengung, die es dem Leser zumuthet, welcher Gebildete dieser Zeit, deren Wissen dem herrlichen Punkte nahe gekommen ist, wo paradox und falsch ganz einerlei sind, könnte es ertragen, fast auf jeder Seite Gedanken zu begegnen, die dem, was er doch selbst ein für allemal als wahr und ausgemacht festgesetzt hat, gradezu widersprechen? und dann, wie unangenehm wird Mancher sich getäuscht finden, wenn er hier gar keine Rede antrifft von dem, was er grade hier durchaus suchen zu müssen glaubt, weil seine Art zu speculiren zusammentrifft mit der eines noch lebenden großen Philosophen, welcher wahrhaft rührende Bücher geschrieben und nur die kleine Schwachheit hat, Alles was er vor seinem funfzehnten Jahre gelernt und approbirt hat, für angeborne Grundgedanken des menschlichen Geistes zu halten. ② Wer möchte alles dies ertragen? Daher mein Rath ist, das Buch nur wieder wegzulegen.

Allein ich fürchte selbst so nicht loszukommen. Der bis zur Vorrede, die ihn abweis't, gelangte Leser hat das Buch für baares Geld

② [Z.54] ¹ Gemeint war hier der damals noch lebende ¹ der F.H. Jacobi, an welchem Schelling Gerechtigkeit vollzogen hat, wie sie jedem frömmelnden Philosophen-Ankläger werden mögen, zumal in Tartüffianischen Zeitpunkt Zeitperioden, wie die gegenwärtige.

gekauft und frägt, was ihn schadlos hält? – Meine letzte Zuflucht ist jetzt, ihn zu erinnern, daß er ein Buch, auch ohne es grade zu lesen, doch auf mancherlei Art zu benutzen weiß. Es kann, so gut wie viele andere, eine Lücke seiner Bibliothek ausfüllen, | wo es sich,
5 sauber gebunden, gewiß gut ausnehmen wird. Oder auch er kann es seiner gelehrten Freundin auf die Toilette oder den Theetisch legen. Oder endlich er kann ja, was gewiß das Beste von Allem ist und ich besonders rathe, es recensiren. –

...

10 Und so, nachdem ich mir den Scherz erlaubt, dem¹ ① eine Stelle zu gönnen, in diesem durchweg zweideutigen Leben kaum irgend ein Blatt zu ernsthaft seyn kann, gebe ich mit innigem Ernst das Buch hin, in der Zuversicht, daß es früh oder spät diejenigen erreichen wird, an welche es allein gerichtet seyn kann, und übrigens gelassen
15 darin ergeben, daß auch ihm in vollem Maaße das Schicksal werde, welches in jeder Erkenntniß, also um so mehr in der wichtigsten, allezeit der Wahrheit zu Theil ward, der nur ein kurzes Siegesfest beschieden ist, zwischen den beiden langen Zeiträumen, wo sie als paradox verdammt und als trivial geringgeschätzt wird. Auch pflegt
20 das erstere Schicksal ihren Urheber mitzutreffen. – Aber das Leben ist kurz und die Wahrheit wirkt ferne und lebt lange: sagen wir die Wahrheit.

① o. V. welchem

...

¹ dem] *He mit T. unterstr.*

